

## **Sozialkritische und subjekttheoretische Überlegungen zum System der Zweigeschlechtlichkeit und seiner gesellschaftlichen Organisation**

*Regina Becker-Schmidt*

### *1. Problemaufriss*

Eine Diskussion über die Fallstricke, in die man beim Versuch geraten kann, das vielschichtige Rätsel „Zweigeschlechtlichkeit“ zu entziffern, lässt sich wohl kaum führen, ohne dabei auf Judith Butler<sup>1</sup> einzugehen. Ihre Leitidee, dass Körper und Geschlecht nichts biologisch vorgegebenes sind, sondern Resultate soziokultureller Praxen, wurde zwar schon vor dem Erscheinen ihres Buches „Gender Trouble“ (1989) von US-amerikanischen Feministinnen und Forschern vertreten.<sup>2</sup> Im deutschsprachigen Raum entfachte jedoch erst die 1991 unter dem Titel „Das Unbehagen der Geschlechter“ erschienene Übersetzung lebhaft und kontroverse Debatten über diese These. Nicht zuletzt war es Butlers queer-theoretische Position, in der sie sich gegen eine Hegemonie der Heterosexualität verwahrt und Chan-

---

1 Butler, Judith: *Gender Trouble*. New York/London 1990; dies.: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main 1991; dies.: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Gender Studies. Frankfurt am Main 2001; dies.: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen von Geschlecht*. Frankfurt am Main 1995; dies.: *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin 1998.

2 Genannt seien vor allem Gayle Rubin (*The Traffic in Women. Notes on the 'Political Economy' of Sex*. In: Reiter, Rayna R. (Hg.): *Towards an Anthropology of Women*. New York 1975), S. 167–210), die in ihrem Ansatz Psychoanalyse und Marxismus verbindet, sowie Carol Hagemann-White (*Sozialisation: Weiblich-männlich?* Opladen 1984), Candace West und Don Zimmerman (*Doing Gender*. In: *Gender & Society* 1(1) (1987), S. 125–151), die das Phänomen „Zweigeschlechtlichkeit“ aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive in den Blick nehmen. Anknüpfen ließ sich dabei an ethnomethodologische Studien von Harold Garfinkel (*Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs 1967) und interaktionistische Konzepte von Erving Goffman: *Frame Analysis: An Essay on the Organization of Experience*. London 1974.

cen erwägt, sie durch Inszenierungen von anderen sexuellen Orientierungen zu durchkreuzen, die irritierte und faszinierte.<sup>3</sup>

Aus dem Thema dieser Tagung ergibt sich ein weiterer Grund, sich mit Butlers Ansatz zu beschäftigen. In ihren späteren Schriften „Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts“ (1995) und „Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung“ (2001) entwickelt sie eine Theorie der Subjektivation, die ihre sprachtheoretisch fundierte Kritik an Identitätskonzepten, zumal an Vorstellungen von der Relationalität bipolarer Geschlechtsidentitäten, im Rückgriff auf die Psychoanalyse begründet. Ihre Ablehnung von psychologischen Identitätsprämissen geht weitgehend auf Freuds Konzeption der Melancholie zurück. Der Melancholiker ist Freuds Theorie zufolge unfähig, auf den Verlust eines Liebesobjekts mit Trauer zu reagieren. Er ist in seinem Narzissmus so verletzt, dass er negieren muss, das Verlorene je geliebt zu haben. Gleichzeitig bleibt er jedoch dem Objekt verhaftet, das er nicht haben kann, indem er es sich durch Identifizierung einverleibt. Er richtet es in seinem Über-Ich auf und versucht auf eine solche Weise, auch den Verlust rückgängig zu machen. Diese Resurrektion des verleugneten Liebesobjekts im eigenen Inneren hat aber seinen Preis: Alle negativen Gefühle, die auf den Entzug des Begehrten folgen (Wut, Selbstzerknirschung, Schuldgefühle, ungestilltes Begehren) richten sich gegen ihn selbst. So kann er nicht eins mit sich sein.<sup>4</sup> Butler lehnt sich an dieses Modell einer psychischen Ökonomie an, in der ein Objektverlust zu einer Ich-Entleerung führt, welche nur illusionär aufgefüllt werden kann. In einem entscheidenden Punkt geht sie jedoch eigene Wege. Sie macht aus einer Form der Verwerfung, die im Freudschen Werk neben anderen arbiträren Tribschicksalen steht, eine grundlegende Bedingung jeder Subjektkonstitution. Zunächst gibt es zwischen beiden eine Gemeinsamkeit: Wie Freud, so verbindet auch Butler die Genese des Subjekts mit einer Aporie. Während Freud dabei jedoch die unausweichlichen Krisen im Werden des Körperselbst als Kern des späteren Ichs vor Augen hat,<sup>5</sup> wendet sich Butler der Brechung zu, die das Bewusstsein des Subjekts von sich selbst erfährt.

3 Vgl. hierzu: Volcano, del LaGrace, Judith „Jack“ Halberstam: The Drag King Book. London 1999.

4 Freud, Sigmund: Trauer und Melancholie. In: Gesammelte Werke X. Frankfurt am Main 1967, S. 426–446.

5 Bei Freud geht das Psychische aus dem Riss zwischen Lust und Unlust hervor,

Butler ist mit der Komplexität des Triebgeschehens, wie es von Freud entfaltet wird, wohl vertraut – in Abgrenzung von ihm nimmt sie jedoch eine eigenwillige Zentrierung vor. Bei ihr geht Subjektivität aus einem Akt der Unterwerfung hervor, der allein vom „Begehren ‚zu sein‘“ initiiert wird.<sup>6</sup> Das Seinsbegehren artikuliert sich in einem Wunsch nach Selbstbewusstsein, der die Subjektwerdung zwar vorantreibt, aber auch blockiert. Denn der Wunsch strebt eine Autonomie an, die nicht zu erlangen ist, weil ihr ein Seinsmangel entgegensteht. Das noch nicht konsolidierte Subjekt ist unselbstständig und die Sicherung seiner Entwicklung hat zur Bedingung, dass andere, die realitätsmächtiger sind als es selbst, seine Versorgung und Führung übernehmen. Das Selbst, das seiner Umwelt noch nicht Herr zu werden vermag, wenn es ins Leben tritt, muss sich denen unterordnen, die seine Existenz sichern und steuern. Das bewirkt eine Abhängigkeit, die es zwar als Voraussetzung seines Überlebens nur bejahen kann, die aber in einem unversöhnlichen Gegensatz zum gleichzeitigen Verlangen nach Selbstbehauptung steht. Dieser Widerspruch droht das werdende Subjekt zu zerstören. Um der Gefahr des Entzugs von Selbstgewissheit zu entgehen, verwirft das Subjekt seine Abhängigkeit von der Macht der ihm Überlegenen. Und doch bleibt es an sie gebunden, solange sie ihm als Vertreter einer sozialen Ordnung vorgegeben sind, der es zugehören will. Die Verleugnung von Abhängigkeit, dem die Genese des Subjekts geschuldet ist, wird auch später nicht aufgegeben, sondern perpetuiert. Das Subjekt tilgt die frühe Erfahrung des Unterwerfungszwanges aus der Erinnerung und über-

---

mit dem der Individuationsprozess beginnt: Der Säugling, der noch nicht zwischen inneren und äußeren Reizen unterscheiden kann und auch noch nicht über Mittel verfügt, selbsttätig dem Mangel an Befriedigung abzuhelfen oder Zustände der Entspannung herzustellen, wird zu Projektionen und Introjektionen angetrieben, um unangenehme Reize loswerden und sich Angenehmes zu eigen machen zu können. Der Säugling muss Mechanismen der Verdrängung und Phantasmen über das Außen und Innen seiner Erlebniswelt ausbilden, um unverträgliche Spannungen abführen und Unterbrechungen in der Zufuhr von als lustvoll wahrgenommener Zuwendung überbrücken zu können. Dazu dient ihm die halluzinatorische Wunscherfüllung. So ist Psychisches, das herausragende Kennzeichen des Subjekts, von Anbeginn durch die Entgegensetzung von Bewusstem und Unbewusstem, Wahrnehmung und Verdrängung markiert. Im Denken Freuds vollzieht sich die weitere Entwicklung des Subjekts in riskanten Wechselbeziehungen zwischen libidinösem und mimetischem Begehren, zwischen Identifizierung und sexueller Objektbesetzung.

6 Butler: *Psyche der Macht* (wie Anm. 1), S. 14.

lässt sich im gleichen Zug der Macht, der es sich beugen musste. So bleibt es in einer Doppelbindung gefangen: Es gehorcht einerseits um der sozialen Integration willen den Reglements der Gesellschaft, in denen sich Autorität instituiert hat; und es entwickelt andererseits ein reflexives Verhältnis zu ihr, welches ihm ermöglicht, sie sich anzueignen. In dieser Konstellation kristallisiert sich im Verlauf der Ich-Bildung ein innerer Raum heraus, die Psyche nämlich, in der Macht ab- und anwesend ist. Sie ist ins Vergessen des Subjekts eingesenkt und bleibt doch virulent als eine Potenz, an der das Subjekt teilhaben will. Macht ist jedoch nicht dem Subjekt allein zugehörig. In ihr steckt für Butler ein gesellschaftlicher Rest, der nicht in Subjektivität aufgelöst werden kann. Und auch das Subjekt geht nicht allein aus Macht hervor.<sup>7</sup>

Der Ansatz von Butler, dem ich mich im ersten Teil meines Beitrags zuwende, verspricht auf den ersten Blick einen Brückenschlag zwischen Psychischem und Gesellschaftlichem. Beide Dimensionen, die sich im Phänomen der „Zweigeschlechtlichkeit“ ineinander verschränken, werden ins Spiel gebracht. Sexuelles Begehren kollidiert mit soziokulturell verordneter Geschlechtszugehörigkeit. Derartige Konflikte sind im Subjekt verankert. In der sozialen Organisation von Geschlechtlichkeit werden zum anderen Zwänge produziert, die gesellschaftlich vermittelt sind. Es sei vorweg genommen, dass Butlers Überlegungen bei genauerem Studium dazu herausfordern, an ihrer Argumentation nach beiden Richtungen Kurskorrekturen vorzunehmen: Sowohl die Psyche der Macht als auch soziale Macht als diskursive Wirkkraft sind bei ihr zu einseitig sprachtheoretisch konzipiert, um das System der Zweigeschlechtlichkeit in seinen psychologischen wie soziologischen Dimensionen erfassen zu können.

Um zu konkretisieren, was bei Butler in einer Perspektive sozialen Handelns ausgeblendet wird, werde ich mich im zweiten Teil des Textes mit dem sozialkonstruktivistischen Ansatz von Regine Gilde-meister und Angelika Wetterer beschäftigen. Sie untersuchen die interaktiven Prozesse, in denen dichotome Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit entstehen und sich reproduzieren sowie die institutionellen Zusammenhänge, in denen sie bekräftigt und verstetigt werden.

---

7 Butler: Psyche der Macht (wie Anm. 1), S. 184.

Butler und Gildemeister/Wetterer haben einen gemeinsamen Ausgangspunkt. Es ist die angloamerikanische sex/gender-Debatte, in der sich Ende der 1980er Jahre durchgesetzt hatte, zwischen dem natürlichen Geschlecht (sex), das den Menschen so augenscheinlich auf den Leib geschrieben ist, und dem sozialen Geschlecht (gender) zu differenzieren. Es herrschte Konsens darüber, dass „gender“ als soziokulturelle Konstruktion, d.h. als alltagsweltliche und wissenschaftliche Vorstellung von geschlechtsspezifischen Dispositionen, Befähigungen und Verhaltensweisen zu gelten hat, die in der ungleichen Behandlung der Genus-Gruppen relevant werden. „Sex“ jedoch wurde der Sphäre des Biologischen überlassen. Bei allen drei Autorinnen stößt eine solche stillschweigende Auftrennung von „Geschlecht“ in Natur und Kultur auf dezidierte Kritik.

## *2. Butlers Auseinandersetzung mit Geschlechtsidentitäten und Heterosexualität als Norm*

### *2.1 Butlers Kritik am sex/gender-System*

Bei Butler wird das sex/gender-System diskursanalytisch demontiert. Für sie sind auch die körperbezogenen Merkmale von „femaleness“ und „maleness“ etwas Ausgedachtes: Die Kategorie „sex“ ist in gleichem Maße wie „gender“ auf nichts anderes zurückzuführen als auf autoritative Diskurse, die Ordnung schaffen. Nur „gender“ als soziale Konstruktion zu denken, ist in ihren Augen unzulässig, denn solange in den Debatten über die Doppeldeutigkeit im Begriff „Geschlecht“ nicht geklärt wird, was denn als biologisches Substrat übrig bleibt, wenn alle sozialen Attribute von „gender“ abgezogen sind, werden jene Prämissen nicht angetastet, die so tun, als sei „sex“ etwas Ursprünglicheres als „gender“.<sup>8</sup>

In Anlehnung an Foucaults genealogische Methode entziffert sie die Setzung, es sei in der Menschheit mit Gewissheit von zwei natürlichen Geschlechtern auszugehen, als „Ursprungsmythos“. Diesen Bann will sie mit Mitteln der Dekonstruktion durchbrechen, indem sie fragt, wie er zustande kommt, was er verdeckt hält und durch welche Art der Sexualpolitik er unterlaufen werden könnte.<sup>9</sup>

---

8 Butler: Das Unbehagen der Geschlechter (wie Anm. 1), S. 24.

Butler untersucht, wie das Postulat der Zweigeschlechtlichkeit eine normative Geltung erlangen kann, die Menschen in der Regel dazu anhält, sich einer eindeutigen Geschlechtsidentität zu unterwerfen. Wie Foucault beschäftigt sie das Problem, in welcher Weise das Wissen über Sexualität, das in den abendländischen Gesellschaften über lange Zeit in Kirche, Wissenschaft und kulturell-politischer

---

9 In diesem Zusammenhang spielt die queer-Politik bei Butler eine entscheidende Rolle: Durch Cross Dressing und Passing-Inszenierungen werden Vorstellungen von Transsexualität und Transgender kreiert, in denen nach dem Motto „eine Frau ist keine Frau und ein Mann ist kein Mann“ neue Benennungen für sexuelle Orientierungen erfunden und dargestellt werden: Drag Queen, Drag King, Butch-Femme. So geraten die erstarrten Klischees von Weiblichkeit und Männlichkeit in Bewegung. Von solchen Inszenierungen, welche die etablierten Imaginationen von „Geschlecht“ parodieren, vervielfältigen und in Konzepte verwandeln, die nicht auf Konsistenz geeicht sind, erhofft sich Butler eine Destabilisierung sexuierter Identitätszwänge. Was durch Sprechakte in die Welt gesetzt wird, soll durch Entnennungen und Umbenennungen verändert werden können. Butler ist sich bewusst, dass auch diese subversiven Aktivitäten bisher in der Matrix der Zweigeschlechtlichkeit befangen blieben. Sie räumt ein, dass es keine Garantie gibt, dass „ein Bloßstellen des naturalisierten Status der Heterosexualität zu deren Umsturz führe.“ (Butler: Körper von Gewicht (wie Anm. 1), S. 317.) Butler schließt auch nicht aus, dass Transvestie als psychischer Raum fungieren kann, in dem sich unbewusst etwas Unperformierbares Geltung zu verschaffen sucht: verpönte Homosexualität, die als unterdrücktes Gegenbild der Heterosexualität agiert wird. In diesem Fall ist der subversive Habitus ebenso Zeichen des Verworfenen wie eine überbetonte heterosexuelle Männlichkeit oder eine übertriebene Weiblichkeit. Beides, überzogene Heterosexualität wie Schwul- bzw. Lesbischsein als Opposition, kann Ausdruck des Unvermögens sein, über die gesellschaftlich Ächtung des Begehrten zu trauern. Ein solches Unterlaufen der Trauerarbeit könnte dazu führen, dass Heterosexualität eher bekräftigt als labilisiert wird. (Butler: Psyche der Macht (wie Anm. 1), S. 138ff.) Dennoch hält Butler daran fest, dass es der queer-Subkultur zumindest gelungen ist, Konfusion zu erzeugen und kontroverse Diskurse über die Herstellbarkeit von sex und gender zu entfachen. Ihr ist darin zuzustimmen, dass gerade die Schwierigkeit, aus dem gegebenen dualen Schema der Benennungen von „sex“ herauszufinden, ein Beleg für die Macht der Sprache ist, in die kulturelle Vorstellungen von Sexualität gegossen sind. In der Tradition unserer Kultur gibt es keine Vielfalt von Bezeichnungen, in denen ein breites Spektrum von sexuellen Lebensäußerungen zum Ausdruck kommen könnte, die nicht binär konzipiert sind. In anderen Kulturen ist das dagegen durchaus der Fall. (Vgl. hierzu: Lenz, Ilse: Machtmenschen, Marginalisierte, Schattenmenschen und moderne Gleichheit. Wie werden Ungleichheiten und Egalisierungen in der Moderne strukturiert? In: Aulenbacher, Brigitte u.a. (Hg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster 2006, S. 100–116.)

Öffentlichkeit als Wahrheit präsentiert wurde, an Macht gebunden ist.<sup>10</sup> Ihr zufolge ist die *scientia sexualis* phallogistisch zentriert. Das Denkmuster, in dem behauptet wird, dass zu einem in sich stimmigen Körper ein in sich kohärentes Geschlecht gehöre und dass sich zwei differente Geschlechtskörper in einer Lebensform zusammenfinden haben, nämlich in einer heterosexuellen, ist in androzentrischen Machtdiskursen verankert.<sup>11</sup> Damit kommt Butler einer Paradoxie auf die Spur. Der phallogozentrische Begriff „Hetero-Sexualität“ ist im Grunde identitätslogisch konstruiert: Es geht um die Durchsetzung einer sexuellen Norm, die Abweichungen nicht zulässt.<sup>12</sup>

---

10 Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit 1. Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main 1983, S. 8.

11 Ebd., S. 23.

12 Diese Spur lässt sich weiterverfolgen: Die Vorsilbe „Hetero“ suggeriert das Zusammenspiel von Ungleichartigem, das in seiner Verschiedenheit zur Geltung kommt. In den kulturell wirksamen Erörterungen, in denen die sexuelle Ordnung zwischen den Menschen verhandelt wird, lässt sich dagegen etwas anderes ausmachen. Zum ersten wird Heterosexualität auf zwei Geschlechter beschränkt, die jeweils als in sich stimmig und auf einander bezogen konzipiert sind. Daraus folgt, dass Männer nur Frauen und umgekehrt Frauen nur Männer lieben sollen. Nicht vorgesehen ist, dass ein Mensch – welches Geschlecht ihm auch immer zugeschrieben sei – ein als gleichgeschlechtlich apostrophiertes Individuum begehrt. Nicht ausgesprochen wird, dass es lediglich unter der Prämisse, Sexualität sei an Fortpflanzung gebunden, Sinn macht anzunehmen, die differente genitale Ausstattung der Menschen bestimme den Gegensatz, der anzieht. Und zwar zum Zwecke der Zeugung. Zum zweiten: Normal soll sein, wenn in beidem – in „Weiblichkeit“ und in „Maskulinität“ – Körpergestalt und Lebensform sich als „wesensgleich“ zu erkennen geben. Zum dritten suggeriert das Wort „Hetero“-Sexualität, dass sich in einer erotischen Zweierbeziehung Befriedigungsbedürfnisse begegnen, die sich – wie z.B. beim Sodomasochismus – ergänzen und darum nicht deckungsgleich sein müssen. Entgegen solchen Vorstellungen von libidinöser Partnerschaftlichkeit, die das Wechselspiel nicht identischer Triebregungen zulässt, sind die normativen Heterosexualitäts-Diskurse durch Rhetoriken charakterisiert, in denen Ansprüche an die Vorherrschaft einer phallichen Sexualität und solche nach einer sozialen Suprematie der männlichen Genus-Gruppe in einander verflochten sind. So entpuppen sich androzentrisch ausgerichtete Proklamationen über den Nexus „Sexualität und Geschlechterarrangements“ für Butler als Machtmittel, eine Phallogokratie durchzusetzen und auf Dauer zu stellen.

## 2.2. Butlers Rekonstruktion geschlechtsspezifischer Ich-Strukturierung: Zum Begriff „verweigerte Identifizierung“

Butler setzt sich zum Ziel, die psychische Genese einer männlichen Selbstermächtigung aufzuklären, die Verbote durchsetzt.<sup>13</sup> In diesem Versuch orientiert sie sich wiederum an Freuds Arbeiten über die Melancholie. Sie betont jedoch, dass sie keinen Beitrag zur Psychoanalyse leisten, sondern eher eine kulturtheoretische Überlegung vortragen will.<sup>14</sup>

Für sie sind melancholische Identifizierungen, welche die Erinnerung an ein verlorenes Liebesobjekt nicht zulassen, zunächst zentral für jede Formation des Ichs. Beide Geschlechter müssen einen Verlust hinnehmen, den sie nicht zu verschmerzen vermögen. Unter dem Druck der gesellschaftlichen Tabuisierung von homosexuellen Neigungen löschen Mädchen und Jungen das libidinöse Begehren aus, das dem gleichgeschlechtlichen Elternteil gilt. In einer Kultur, die Homosexualität ächtet, kann eine solche Versagung nicht eingestanden und nicht betrauert werden.<sup>15</sup> Beide Geschlechter schließen ein für alle Mal die Lebbarkeit von erotischen Beziehungen aus, die als homosexuelle verfemt sind, und akzeptieren eine eindeutige Positionierung im System der Zweigeschlechtlichkeit. Frauen inszenieren sich als „weiblich“ und Männer als „maskulin“, um dem Vorwurf der Abweichung sowie dem darauf folgenden sozialen Ausschluss zu entgehen. Heterosexualität entspringt somit aus der Verwerfung von Homosexualität.<sup>16</sup>

Bis zu diesem Punkt lässt sich in Butlers Überlegungen nicht ausmachen, ob Homosexualität vom Mädchen anders abgewehrt wird

13 In diesem Punkt geht Butler über Foucault hinaus. Sie wendet sich den psychischen Strukturierungen der Geschlechter zu, die in Foucaults Beschäftigung mit Sexualität ausgespart bleiben.

14 Butler: *Psyche der Macht* (wie Anm. 1), S. 130.

15 Ebd., S. 127.

16 Butler führt dazu aus: „Die Angst vor homosexuellem Begehren bei einer Frau kann also zu einer Panik über den drohenden Verlust ihrer Weiblichkeit führen, zur Angst, dass sie gar keine Frau, keine richtige Frau ist, dass sie zwar auch nicht so ganz Mann, aber einem Mann ähnlich und damit irgendwo monströs ist. Beim Mann kann das homosexuelle Begehren umgekehrt zur Panik davor führen, als Frau betrachtet zu werden, als feminisiert, nicht mehr als richtiger Mann zu gelten, ein ‚gescheiterter‘ Mann oder eine irgendwie monströse, verwerfliche Figur zu sein.“ (ebd., S. 128.)

als vom Jungen. Beide unterschlagen Neigungen, die dem gleichen Geschlecht gelten, vor sich selbst und der sozialen Umwelt. So bekommt „Geschlecht“ in jedem Fall eine melancholische Färbung: Dass die libidinöse Objektwahl nicht selbstbestimmt ist, sondern durch ein Verbot erwirkt wird, muss unbewusst gemacht werden und die Absage an homosexuelle Liebesobjekte, die man nicht haben kann, darf nicht als Verhängnis empfunden werden.

Butler sucht und findet Unterschiede in der Art und Weise, in der die Geschlechter mit diesem Problem konfrontiert sind. Der Versuch, sich das sexuell Verbotene durch Identifikation zu erhalten, ist in der Beziehung des Sohnes zur Mutter in dramatischerer Weise zum Scheitern verurteilt als in jener der Tochter zur Mutter. Das schlägt sich in der Strukturierung des männlichen Ichs nieder: Es beharrt auf einer Maskulinität, die unmissverständlich von Weiblichkeit abgehoben zu sein hat. Zwar ist die mimetische Aneignung der ersten erotisch besetzten Bezugsperson auch für das Mädchen problematisch. Das weibliche Kind darf ebenfalls der geliebten Mutter, der zu entsagen ihr auferlegt ist, nicht durch Nachahmung verhaftet bleiben. Aber die Imitation der Mutter lässt sich nicht völlig unterbinden.

Butler nennt die Abwehr des mimetischen Verlangens, in dem die nicht geduldete homosexuelle Bindung unter dem Deckmantel der Nachahmung zu überleben droht, eine „verweigerte Identifizierung“.<sup>17</sup> Eine solche Repulsion prägt insbesondere die Psyche des Mannes.

### *2.3 Butlers Revision der Freudschen Psychoanalyse durch eine Auslassung*

Butler folgt in der Herleitung der geschlechtlichen Subjektkonstitution nicht Freud, der die ödipalen Konflikte in den Mittelpunkt der Libido-Entwicklung stellt. Sie wendet sich der prä-ödipalen Phase zu, deren Dynamik für sie in dem Verbot homosexuellen Begehrens begründet ist. Nach ihrer Meinung setzt das Inzesttabu, das die ödipalen Konfliktkonstellationen bestimmt, das Homosexualitätsverbot voraus.<sup>18</sup> Aus dieser Hypothese von der Vorgängigkeit des

<sup>17</sup> Ebd., S. 125.

<sup>18</sup> Bei Butler heißt es: Heterosexualität kommt nicht primär „durch das Inzesttabu zustande, sondern zuvor schon durch die Durchsetzung eines Verbotes der Homosexualität. Der ödipale Konflikt setzt voraus, dass das heterosexuelle

Homosexualitätstabus vor dem Inzestverbot ergeben sich Butlers Revisionen der Freudschen Psychoanalyse. Wie das Seinsbegehren das Subjekt dazu antreibt, sich sozialen Gewalten zu unterwerfen, so müssen auch Identifikationen, die nicht gelebt werden können, vor der Macht eines kulturellen Verbots zergehen. Das Schicksal von mimetischen Impulsen, die sich das Subjekt aus Angst vor gesellschaftlicher Missbilligung nicht erlauben kann, bekommt so bei Butler ein stärkeres Gewicht als die krisenhafte Entwicklung der Libido. So tritt auch das interaktive Triebgeschehen in der Triade „Kind-Mutter-Vater“ in den Hintergrund. Die Konflikte in den dyadischen Beziehungen, die identifikatorische Prozesse in Gang setzten, sind prävalent. Diese Umzentrierung kommt durch eine Auslassung zustande.

Der von Butler konzipierte Modus der verweigerten Identifizierung hat keine Vorgeschichte. Wie zum ersten Mal ereignet er sich in einer Phase der Subjektentwicklung, in der bereits vereinnahmende Besetzungen von Personen vorgenommen worden sind, die aufgelassen werden müssen. Es haben also Objektwahlen stattgefunden. Es gibt aber eine Phase in der Ausbildung des Körperselbst und der sich in ihm regenden Triebe, in der es für das Kind noch gar keine von ihm getrennten „Nebenmenschen“ (Freud) gibt, auf die sich ein Verlangen richten könnte. Das Kind, das noch nicht zwischen sich und anderen unterscheiden kann und dessen Sexualität noch polymorph ist, lebt in einer narzisstischen Selbstbezogenheit, die alles, was von außen kommt, sich selbst gleich macht. Freud kam durch die Objektwahl von Homosexuellen, die sich häufig ihr Liebesobjekt nach dem Vorbild der eigenen Person aussuchen, auf die Idee, dass es im Werdegang der Psyche ein narzisstisches Stadium geben müsse.<sup>19</sup> Homosexualität ist also nichts erstes, sondern – wie auch Heterosexualität – Abkömmling von etwas Vorgängigem.

Damit ist für Freud auch die Identifizierung sekundär, welche aus der Nötigung erwächst, auf eine verbotene sexuelle Liebe zu verzichten und sie stattdessen in etwas zu überformen, das nachahmenswert ist. Ihr geht seiner Meinung nach eine primäre Identifizierung

---

Begehren bereits ausgebildet ist, dass die Unterscheidung zwischen heterosexuell und homosexuell (eine Unterscheidung der letztlich keine Notwendigkeit zukommt) bereits durchgesetzt ist“ (ebd., S. 128). Mit anderen Worten: Heterosexualität verdankt sich der Heterosexualisierung des homosexuellen Begehrens.

19 Freud, Sigmund: Die Libidotheorie und der Narzissmus. In: Gesammelte Werke XI. Frankfurt am Main 1966, S. 427–446.

voraus, die einer konträren Triebökonomie folgt: Die Inkorporation eines Nicht-Selbst, das dem Selbst zugeschlagen wurde, kann nicht aufrechterhalten werden und das führt zu einer Sexualisierung dessen, was sich nicht zu eigen machen lässt. Freud meint mit der „primären Identifizierung“ jene infantile Einverleibung der nährenden Brust, die dem Säugling die Illusion verschafft, sie gehöre dem eigenen Körper an. Mit dieser aller ersten Verinnerlichung einer Imagination von Lust/Unlust und Allmacht beschäftigt sich Butler nicht. Das hat theoretische Konsequenzen. Zum einen bleibt bei ihr undeutlich, warum sich der Junge, der eine heterosexuelle Beziehung zur Mutter hat, die sich später auf Ersatzfiguren verschieben lässt, sie auf keinen Fall zum Vorbild nehmen will. Warum ist die Identifikation mit der Mutter für ihn so unerträglich, dass er sie nicht zulassen kann? Zum anderen ist es schwer zu begreifen, warum für das Mädchen, welches eine homosexuelle Beziehung zur Mutter hinter sich lassen soll, der Kompromiss, sich stattdessen ihr ähnlich zu machen, eine so grundsätzliche Bedrohung darstellt.

Für Butler vollzieht sich die Feminisierung des Mädchens – wie bei Freud auch – durch eine Kehre: das Mädchen wendet sich in seiner sexuellen Orientierung von der Mutter ab und dem anderen Geschlecht zu – zunächst dem Vater, dann anderen Männern. Die frühere Leidenschaft wird nicht nur in einer unzugänglichen Krypta des Unbewussten begraben, sie wird zudem mit der weiterreichenden Konsequenz aufgegeben, die erste homosexuelle Liebe auf keine andere Frau übertragen zu dürfen. Das Mädchen muss der Möglichkeit einer homosexuellen Bindung überhaupt entsagen.<sup>20</sup> Aus Butlers Sicht vereitelt das auch die Möglichkeit, die libidinöse Objektbeziehung in ein anderes Begehren zu überführen, das nicht verpönt, sondern eher sozial erwünscht ist: nämlich weiblich zu werden wie die Mutter.<sup>21</sup> Freud zufolge verwirft das Mädchen überdies nicht alle seine erotischen Gefühle für die Mutter: Die direkten sexuellen Wünsche werden zwar verdrängt, die triebgehemmten zärtlichen Regungen haben jedoch Bestand. Das kommt bei Butler nicht in Betracht. Sie bringt die positiv getönten Gefühle in der Beziehung

---

20 Butler: *Psyche der Macht* (wie Anm. 1), S. 129.

21 Eine solche Transformation würde zudem helfen, einen anderen Konflikt zu lösen: In dem Wunsch, an ihre Stelle zu treten, lässt sich auch die Aggression darüber unterbringen, dass die Leidenschaft der Tochter von der Mutter nicht erwidert wird. Letztere zieht den Vater vor.

der Tochter zur Mutter ganz und gar zum Verschwinden, indem sie das Verbot, sie sexuell besitzen zu wollen, auch auf das Begehren ausdehnt, ihr ähnlich zu sein. Erstes Liebesobjekt und anfängliches Ich-Ideal fallen unter das Homosexualitätstabu. So kann die Mutter für das Mädchen nur zu einer „unbehaglichen Identifizierung dienen“.<sup>22</sup>

Auch ein „Mann“ zu werden, erfordert nach Butler die Abweisung einer Identifikation mit Weiblichkeit. Die Mutter, und nach ihr jede andere Frau, darf nicht zum Bezugspunkt der Nachahmung werden. Unter diesem Verdikt vollzieht sich die folgende Transformation: Das mimetische Begehren des Jungen, das sich auf die Mutter richtet, wird in ein libidinöses verwandelt. Anders gesagt: Das Verlangen nach der Frau, die der Junge nicht sein kann, wird sexualisiert. Butler schreibt: „Wenn ein Mann durch Verwerfung des Weiblichen heterosexuell wird, wo kann diese Verwerfung dann leben, wenn nicht in einer Identifizierung, die sein heterosexueller Werdegang abzuleugnen versucht? Das Verlangen nach dem Weiblichen ist in der Tat durch diese Verwerfung gekennzeichnet: Er will die Frau, die er niemals sein würde. Um keinen Preis würde er als die Frau dastehen, und deshalb will er sie. (...) Am ängstlichsten wird er danach verlangen, den Unterscheid zwischen sich und ihr herauszustellen, und für den Unterschied wird er nach Beweisen suchen, an denen er festhalten kann. Sein Verlangen wird heimgesucht vom Schrecken, das zu sein, was er verlangt, so dass auch sein Verlangen immer eine Art Schrecken sein wird.“<sup>23</sup> „Er will die Frau, die er niemals sein würde“ – diese Formulierung ist uneindeutig. Will er keine Frau sein, weil er mit einem solchen Wunsch Gefahr läuft, als weibisch zu gelten? Oder zerschellt sein Seinsbegehren an einem Seinsmangel? Butler sieht nicht, woran die Identifikation des Jungen zerbricht, bevor überhaupt die Unterscheidung von Homo- oder Heterosexualität wirksam werden kann. Um dessen gewahr zu werden, hätte sie die primäre Identifikation des männlichen Kindes mit der Mutter in Betracht ziehen müssen. Warum soll es zu einer verweigerten Identifizierung mit Weiblichkeit unter dem Druck des Homosexualitätstabus kommen, wenn der Junge doch gar keine homosexuelle Beziehung zur Mutter hat? Homosexuell ist die erotische Beziehung

---

22 Butler: *Psyche der Macht* (wie Anm. 1), S. 129.

23 Ebd., S. 129f.

zum Vater, der Butler nicht nachgeht. Sie lenkt die Aufmerksamkeit direkt auf die Identifikation des Jungen mit der väterlichen Strafgewalt, die sich im Charakter seines Über-Ichs geltend macht. Er maß sich durch die Aufrichtung des Vaters in seinem Über-Ich nicht nur dessen Autorität an, er vergrößert sie auch eigenmächtig. So bildet er ein rigideres Gewissen aus, als es ihm von seinem Vorbild abverlangt wurde. Sein Über-Ich wird Verbote wie das der Homosexualität, das zu übertreten er fürchtet, besonders heftig vertreten.<sup>24</sup> Der Horror des Mannes vor einer Kontamination mit Weiblichkeit wird verständlicher, wenn wir den negativen Ausgang seiner primären Identifikation mit der Mutter rekonstruieren. An das, was diesen Modus der Mimesis kennzeichnet, sei noch einmal erinnert.

Die primäre Identifikation ist nicht auf eine Person bezogen, sondern auf ein Partialobjekt. Die Einverleibung folgt dem Begehren nach der eigenmächtigen Verfügung über die Befriedigung, welche die mütterliche Brust spendet. Dieses Organ wird vom Kind noch nicht als von ihm getrennt erlebt. Von einer Differenz zwischen ego und alter ego, gar einer Geschlechterdifferenz, weiß es nichts.

Die Besetzung der nutritiven Brust bahnt den Weg sowohl zu einer sexuellen Objektwahl als auch zu einem Begehren nach Ähnlichkeit. In der einverleibenden Identifikation sind somit narzisstische, mimetische und erotische Wunschvorstellungen verlötet. Sie fließen in dem infantilen Phantasma zusammen, in dem imaginiert wird, die Brust zu sein und sie zu haben. Unabhängig von seiner genitalen Ausstattung und von der aus ihr abgeleiteten Geschlechtszugehörigkeit zerschellt diese Illusion bei jedem Säugling an der Erfahrung, dass die Mutter die Brust ist, es selbst aber die Brust nicht hat. Das ist der Anfang einer Erschütterung des kindlichen Glaubens, sich alle Potenzen aneignen zu können, die den Eltern zugehören. Zu einer derartigen Selbstgewissheit gehört auch die Phantasie kleiner Mädchen und kleiner Jungen, wie die Mutter Kinder gebären und stillen zu können. Das Mädchen kann die Enttäuschung, dass es als kleines Wesen körperlich nicht so beschaffen ist wie die Mutter und auch über deren Fähigkeiten nicht verfügt, mit einer Option auf die Zukunft verarbeiten. Die Erwachsenen versichern ihm, dass es später eine Brust haben wird und dass es später so nahrungs- und lebensspendend wird sein können wie sein primäres Liebes- und Identifikationsobjekt. Auf

---

24 Ebd., S. 132f.

dieses Versprechen kann es in der Phase der sekundären Identifizierung zurückgreifen, wenn es die auf die Mutter gerichteten sexuellen Triebregungen aufgeben muss: Weil es von gleichem Geschlecht wie die Mutter ist, kann es so werden wie das Liebesobjekt, das es nicht haben darf. Der kleine Junge wird dagegen mit einer Geschlechterdifferenz konfrontiert, die er nicht einholen kann. Er wird nie eine Brust haben, aus der Milch fließt; er wird keine Kinder gebären können. Er verfügt nicht nur im Hier und Jetzt nicht über die begehrte Mächtigkeit der Mutter, er wird sie sich auch in der Zukunft nicht aneignen können.<sup>25</sup> Macht man sich klar, was das Scheitern seiner primären Einverleibung, mit der er die mütterlichen Potenzen sich selbst zuschreiben konnte, für den Jungen bedeutet, dann leuchtet ein, warum er jede weitere Identifikation mit weiblichen Attributen verweigert und im melancholischen Modus der Verwerfung die Phantasien vom Gleichsein mit der Mutter(brust) tilgt. Die Überbesetzung seines Genitals und die Ablehnung, sich je wieder mit einer Frau zu vergleichen, sondern sie stattdessen zu sexualisieren und in Besitz nehmen zu wollen, kann als Folge seines Horrors verstanden werden, unvollkommen zu sein, wenn er Weiblichkeit anstrebt.<sup>26</sup>

Obwohl sich gegen Butlers Ableitung der Heterosexualität aus dem Homosexualitätstabu sowie gegen ihre Hypothesen von der Entstehung geschlechtsspezifischer Ich-Strukturen eine Reihe psychoanalytischer Einwände vorbringen lassen, treffen Butlers Überlegungen zur Formation des männlichen Ichs doch etwas Markantes. Aus welchen Gründen der Mann „Weiblichkeit“ auch immer ablehnt, sie ist Widersacherin seines Verlangens nach Selbstgewissheit und Unabhängigkeit. Die Mutter hat ihn als Frau geboren und sie hatte die weibliche Macht, ihn aus sich selbst heraus zu ernähren. Diese Fähigkeiten wird er nie erlangen. Darum muss er so vehement auf einer Heterosexualität beharren, in der er das Gegenbild „Frau“ beherrschen kann. Darin ist Butler ebenso zuzustimmen, wie in ihrer An-

25 Dazu kommt: An der Zeugung von Kindern kann er überdies nur beteiligt sein, wenn er sich zur Heterosexualität bekennt. Die „Unfruchtbarkeit“ homosexueller Beziehungen wird somit für ihn zum Problem, wenn er sich seiner prokreativen Potenz vergewissern will.

26 Vgl. hierzu: Becker-Schmidt, Regina: Von Jungen, die keine Mädchen und von Mädchen, die gerne Jungen sein wollten. Geschlechtsspezifische Umwege auf der Suche nach Identität. In: dies., Gudrun-Axeli Knapp (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main 1995, S. 220–246.

nahme, dass Zweigeschlechtlichkeit, in der Homosexualität nicht statthaft ist, eine überaus fragile Konstruktion ist.

Im Folgenden wird genauer zu klären sein, wo Butler weitere Setzungen macht, durch welche das Subjekt und seine Sexualität in einer Weise codiert werden, dass beides aus dem Gehorsam hervorgeht.<sup>27</sup> Auf das Homosexualitätstabu zu hören impliziert bei ihr, das Begehren nach Körperlust und Erotik in das Verlangen nach sozialer Akzeptanz umzupolen. Es wird sich zeigen, dass die „Psyche der Macht“ wie die kulturell instituierte Autorität für sie letztlich Sprachgewalten sind.

#### *2.4 „Sexualität“ und geschlechtliche Positionierung im System der Zweigeschlechtlichkeit als Effekt von Machtdiskursen*

Heterosexualität als „Gesetz“ wird von Machtdiskursen proklamiert, die Zweigeschlechtlichkeit als einzige gesellschaftliche Lebensform vorschreiben. Sie haben für Butler juristischen Charakter, d.h. sie geben vor, was erlaubt und was nicht erlaubt ist. Es soll nicht gestattet sein, andere Liebes- und Lebensformen als die kulturell verhängten zu wählen. Damit werden alle Individuen, die ihren eigenen Vorstellungen von der Gestaltung sexuell-sozialer Beziehungen folgen, als Subjekte ausgegrenzt. Die Aberkennung des Subjektstatus ist unabhängig davon, aus welchem Pol des geschlechtsbezogenen Kontinuums die Einzelnen ausscheren. Indem kategorisch ein Bezirk des sozial nicht Tragbaren abgesteckt wird, soll eine Normalität geschaffen werden, die sich unter Kontrolle halten lässt. Das Nicht-Identische, d.h. dasjenige, das in Widerspruch zum Vorschriftsmäßigen steht, wird in einer Weise negiert, dass das Identische, d.h. das einheitliche Zwangssystem „Zweigeschlechtlichkeit“ als das Positive und Wahre erscheint.

Die Mehrheit der Individuen unterwirft sich dieser Doktrin, indem sie in performativen Akten die gesellschaftlichen Vorgaben für Frauen- oder Mannsein inkorporiert. Das, was den Selbst- und Körperbildern, welche in Medizin, Sittenkodex, Mode und Medien vertreten

---

<sup>27</sup> Ich gehe hier auf den Einfluss Althusser's auf Butler nicht ein, obwohl die Erzeugung des gesellschaftlichen Subjekts durch sprachliche Mittel in seinen Begriffen der „Anrufung“ und „Interpellation“ vorgebildet ist. (Vgl. hierzu: Butler: *Psyche der Macht* (wie Anm. 1), S. 101 ff.)

werden, nicht entspricht, wird dem Vergessen anheimgegeben. Das Verworfenen lässt sich nicht mehr in den Prozess der Subjektivation integrieren.<sup>28</sup>

---

28 Butler bedient sich nicht nur des Freudschen Begriffs der Verwerfung. Da Veränderungen ihrer Überzeugung nach durch Sprachwendungen zustande kommen und der Anteil subjektiven Handelns dabei für sie kontingent ist, darf in ihrer Theorie das Verdrängte nicht wiederkehren und sich im Bewusstsein als Impuls des Widerstands gegen weitere Versagungen geltend machen. In diesem theoretischen Interesse orientiert sie sich an Lacans Begriff der „forclusion“, der einen psychotischen Abwehrmechanismus charakterisiert. Mit dessen Hilfe wird eine unerträgliche Zumutung nicht nur negiert, sondern auch im Unbewussten der Symbolisierung entzogen, sodass sie nie wieder zur Sprache kommen kann. Ein subjektiv zentraler Signifikant (bei Lacan: der Phallus als Signifikant für den Kastrationskomplex) wird aus dem symbolischen Universum des Subjekts verbannt. Der verworfene Signifikant kann nicht im Unbewussten aufgehoben werden. Das Subjekt tut nämlich so, als hätte es die Vorstellung, die so unerträglich ist, dass sie selbst aus dem Imaginären exkludiert werden muss, bei ihm nie gegeben. (Jacques Lacan: Zur ‚Verneinung‘ bei Freud. In: ders.: Schriften III. Olten 1980, S. 175–219, hier: S. 207f.) Butler nennt das aus dem Bewussten und Unbewussten Ausgesperrte in Anlehnung an Julia Kristeva auch „Abjekt“. In Kristevas Konzept der Abjektion kommt der Operation der Verwerfung eine von Lacan abweichende Bedeutung zu. Sie verwahrt sich gegen seinen Phalloszentrismus. Bei ihr wird der mütterlichen Körper als Signifikant der Abhängigkeit verworfen. Abjektion hat in einer patriarchalischen Kultur darum für den Sohn einen anderen subjektiven Hintergrund als für die Tochter. (Julia Kristeva: Powers of Horror. An Essay on Abjection. New York 1982.) Butler kritisiert meines Erachtens zu Recht die Tendenz in Kristevas Theorie, Mütterlichkeit zu essentialisieren und eine semiotische Verständigung zwischen Mutter und Kind zu postulieren, die der elaborierten Sprachkultur vorausgeht und subversive Kraft besitzt. (Butler: Das Unbehagen der Geschlechter (wie Anm. 1), S. 123ff.) Kristeva legt aber, vor allem in ihren Gedanken über die Fremden, die wir selbst sind (Julia Kristeva: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt am Main 2001), eine Spur, der nachzugehen sich lohnen würde. Die Verwerfung des mütterlichen Körpers, von dem das Kleinkind einmal abhängig war, wirft Licht darauf, dass die Abwehr der als übermächtig imaginierten Mutter ein Deckbild für einen andren Konflikt sein könnte. Und der säße dann tiefer. Ich denke an die Wunde, welche die Desillusionierung der Alleinheitsphantasie schlägt. Der infantile Solipsismus und die Vorstellung von Vollkommenheit muss aufgegeben werden, sobald das Menschenkind zur Kenntnis nimmt, dass es außer ihm selbst auch Andere gibt. Löst sich die Symbiose mit der Anderen (der Mutter) durch Trennungserfahrungen auf, so enthüllt sich die Alleinheit und Omnipotenz, in der es sich wähnt, als Fiktion. Eine solche Desillusionierung, die im gleichen Zuge Selbstentfremdung und Entfremdung von den Quellen der Zuwendung bewirkt, entfacht narzisstische Wut. Sie richtet sich gegen das, was nicht mehr dem Selbst zugeschlagen werden kann. Das alter ego, das Fremde wird im ersten Zorn negiert.

Die Stärken von Butlers Ansatz liegen in der Luzidität, mit der sie die sozialen Folgen sowohl einer diskursiven Naturalisierung des sozialen Geschlechts als auch – damit einhergehend – einer Normierung von Sexualität herausarbeitet. Sie hat zudem hellhörig dafür gemacht, wo in wissenschaftlichen Redeweisen über erlaubte und verbotene, gelungene und misslungene, reife oder unreife Formen sexuellen Verhaltens androzentrische Selbst-Verständnisse laut werden.<sup>29</sup> Trotz aller post-strukturalistischen Versuche von Butler, das System der Zweigeschlechtlichkeit zu dekonstruieren, ist es ihr jedoch nicht gelungen, die institutionellen Grundlagen dieses Zwangssystems freizulegen. Ihr auf Rhetoriken bezogener Ansatz lässt wenig Raum für das Studium von sozialstrukturell verankerten Herrschaftsverhältnissen, in denen sich beide Formen der Hierarchisierung – die zwischen den als disparitär bestimmten Geschlechtern und die zwischen „normalen“ Heterosexuellen und „anormalen“ Nicht-Heterosexuellen – herausbilden konnten. Auch in subjekttheoretischer Per-

Der Vernichtungswunsch stößt aber auf eine Hemmung: Den Tod des Anderen zu begehren heißt, dessen Fürsorge zu verlieren. Die Aggressivität gegen den „Nebenmenschen“ (Freud), der in die Phantasie von Unabhängigkeit und Selbsterhaltung einbricht, muss darum um der Selbsterhaltung willen abgespalten und der Bewusstwerdung entzogen bleiben. Nur in Deckbildern, die das Verdrängte nicht symbolisieren, sondern unkenntlich machen, kann sich die abgespaltene Wut wieder melden. Es ist zu vermuten, dass sie z.B. in allen Xenophobien wiederkehrt. Aber auch in einem rigorosen Antifeminismus treibt sie ihr Unwesen. Der „Nebenmensch“ ist zwar zunächst in seiner Eigenheit noch nicht identifiziert. Aber Geschlechtlichkeit eignet sich als Bezugspunkt von Selbst- und Fremdbestimmung. Und zwar gerade, weil sie von Natur aus nicht festgelegt ist: Ähnlichkeit (mit der späteren Folge einer Objektwahl nach dem Anlehnungstypus) und/oder Differenz (mit der späteren Folge einer heterosexuellen Objektwahl und der Möglichkeit einer scharfer Abgrenzung vom als anders codifizierten Geschlecht) kann gleichermaßen als Kriterium für die Identifizierung von ego und alter ego fungieren. Die Diskriminierung des Gegengeschlechts wäre demnach das sexuierte Different, dessen Anderssein, d.h. das „Nicht wie Ich sein“ nicht akzeptiert wird. Aus dieser doppelten Verneinung zieht sie ihre Persistenz.

29 Da steht sie im Bunde mit feministischen Theoretikerinnen – wie etwa Luce Irigaray oder Renate Schlesinger – die den männlichen Blick auf Sexualität und den Körper am Beispiel der Psychoanalyse aufgedeckt haben: Selbst bei Freud, für den die Koexistenz von „weiblichen“ und „männlichen“ Triebregungen im Menschen durch biologische Gegebenheiten (morphologische und embryonale etwa) nicht hinreichend zu erklären ist und der zwischen der perversen und der sogenannten normalen Sexualität fließende Übergänge feststellt, stoßen wir auf das Theorem von der kastrierten Frau und von einer Anatomie, die Schicksal sei.

spektive, die über die Konstitution von Geschlechtsidentitäten hinausgeht, indem sie beansprucht, Prozesse der Subjektivierung überhaupt offen zu legen, ist die Reichweite ihres Ansatzes begrenzt. Das lässt sich konkretisieren.

Zum ersten: „Sexualität“ ist bei ihr von Interesse, sofern sie in der Zirkulation von Machtdiskursen als Dispositiv fungiert.<sup>30</sup> Sex ist ein „heißes Thema“ (Foucault), das sich eignet, im Rückenwind von sozial anerkannter Autorität Regulative in Umlauf zu setzen, die formativ in den Sozialkörper eingreifen.

„Sexualität“ wird damit auf ein Ordnungsschema bezogen, in dessen Rahmen sich Außenseiter definieren lassen. Benennungen für verpönte Abweichung sind etwa: Schwul- und Lesbisch-Sein, „weibliche“ Hysterie oder Promiskuität. Sexualität ist für Butler zwar eine Triebkraft, die Ordnungshüter meinen kulturell in die „richtigen Bahnen“ lenken zu müssen. Aber bei Butler entfaltet sich Sexualität im Zuge der Subjektgenese weniger im Medium gelebter libidinöser Objektbeziehungen, in denen sie ausdifferenziert, verändert und vielfältig gebrochen wird, sondern unter dem Bann sozialen Zwangs. „Sex“ wird nicht als Drang begriffen, einmal gemachte und im Unbewussten aufbewahrte lustvolle Körpererfahrungen wiederhaben

30 Wenn man Butlers auf Sexualität bezogenen Begriff von Macht mit dem vergleicht, was Foucault dazu zu sagen hat, so ist ihr Horizont weitgehend auf das fokussiert, was Foucault die negative Beziehung zwischen Macht und Sex nannte: Verwerfung, Ausschließung, Verweigerung, Versperrung, Verstellung und Maskierung. (Foucault: *Sexualität und Wahrheit* (wie Anm. 10), S. 84f.) Ihre Konzentration auf den juristischen Charakter der Sexualitäts-Diskurse betont das binäre Regime, unter dem Sexualität steht: ziemlich/unziemlich; erlaubt/verboten. Foucault dagegen will auf etwas anderes hinaus: auf die Relationalität von Machtbeziehungen. Sie bestehen seiner Meinung nach aus einer Vielzahl von Kräftefeldern, die in einem Machtnetz mit verzweigten Widerstandspunkten in Rapport zueinander stehen. Die Widerstandsformen sind nicht auf Binarität zu reduzieren. Es gibt für Foucault „mögliche, notwendige, unwahrscheinliche, spontane, wilde, einsame, abgestimmte, kriecherische, gewalttätige, unversöhnliche, kompromissbereite, interessierte oder opferbereite Widerstände, die nur im strategischen Feld von Machtbeziehungen existieren können. Aber das heißt nicht, dass sie gegenüber der eigentlichen Herrschaft eine Folgewirkung, eine Negativform darstellen, die letzten Endes immer nur die passive und unterlegene Seite sein wird“ (ebd., S. 96). Auch diese Position ist problematisch, weil sich Foucault die Frage nicht stellt, welche gesellschaftlichen Konstellationen bestimmend für die Relationen von Mächten und Gegenmächten sind. So bleibt das Verhältnis von Herrschaftsstrukturen und Machtphänomenen bei ihm im Dunklen.

zu wollen oder solche der Unlust abzuwehren. Die Triebtheorie Freudscher Provenienz wird, soweit sie nicht den kulturtheoretisch begründeten Modus der verweigerten Identifizierung berührt, zurückgenommen. Sie folgt zwar nicht linear Foucault, der Freud argwöhnisch gegenüber stand, so als würde bei ihm Sexualität als etwas Naturwüchsiges verstanden, das sich nicht bändigen lässt und deswegen unterdrückt werden muss.<sup>31</sup> Aber das Doppelgesicht von Triebregulierung – zum einen Ausdruck subjektiver Kompromisse im Spannungsfeld von Begehren und Realitätsprinzip zu sein, zum anderen gesellschaftliches Mittel der Disziplinierung, die sowohl für einsichtige Kultur wie für nicht legitimierbare Verzichtleistungen eingefordert wird – wird von Butler nicht wahrgenommen.

Dadurch, dass die Beschäftigung mit Sexualität auf die Analyse ihrer Verbote und die Reaktion der Subjekte auf das sozial Unerlaubte begrenzt wird, erscheint „sex“ bei ihr als Wissenskategorie. Das behauptete Wissen über „sex“ setzt Mechanismen der Differenzsetzung in Gang. Folgerichtig kommt bei Butler das Gefüge der Zweigeschlechtlichkeit nicht als libidinöse Verbindung in Betracht, das Triebbefriedigung verspricht. Butler untersucht es vielmehr als Wir-

---

31 Butler ist auch hier von Foucault beeinflusst. Er betont zwar in seiner Schrift „Der Wille zum Wissen“ (wie Anm. 10), dass sein Interesse an der Sexualität ein „nüchternes und beschränktes“ ist, das sich nicht auf die Geschichte sexueller Verhaltensweisen richtet, sondern darauf, wie diese Verhaltensweisen seit dem 17. Jahrhundert zu Wissensobjekten werden (ebd., S. 7.). Damit schließt er implizit andere Fragestellungen und theoretische Zugänge zum Thema „Sexualität“ nicht aus. Dennoch ist in der Rezeption seiner Präsentation der Repressionshypothese, in der er sich gegen die Vorstellung von überwiegend tabuisierenden und unterdrückerischen Diskursen in diesem Feld wendet, als Attacke gegen die Psychoanalyse aufgefasst worden. Nicht ganz zu Unrecht. Denn Foucault sagt nicht: „Ich verstehe Sexualität nicht als eine Triebkraft, sondern als etwas anderes, nämlich als Dispositiv für Diskurse.“ Wohl verleitet durch ein unzureichendes Verständnis des psychoanalytischen Begriffs der Verdrängung, schreibt er vielmehr das Folgende: „Die Sexualität ist nicht als eine Triebkraft zu beschreiben, die der Macht von Natur aus widerspenstig, fremd und unfügsam gegenübersteht – einer Macht, die sich darin erschöpft, die Sexualität unterwerfen zu wollen, ohne sie gänzlich meistern zu können. Vielmehr erscheint sie als besonders dichter Durchgangspunkt für die Machtbeziehungen zwischen Männern und Frauen, zwischen Jungen und Alten, zwischen Erziehern und Zöglingen, zwischen Priestern und Laien, zwischen Verwaltungen und Bevölkerungen.“ (ebd.) Was er im Gegensatz zur Psychoanalyse nicht ins Auge fasst, das sind die Konflikte – vor allem die in der Subjektconstitution und im Geschlechterverhältnis als Beziehungsform – die Sexualität zu einem „heißen Thema“ machen.

kungszusammenhang von diskriminierenden Unterscheidungen wie homosexuell/heterosexuell, feminin/maskulin.

Zum zweiten: Dass Sexualität nicht als eigensinnige Leidenschaft behandelt wird, sondern als Medium soziokultureller Vergeschlechtlichung, schränkt auch ihr Körperkonzept ein.

Von vielen Feministinnen ist Einspruch dagegen erhoben worden, dass sich bei Butler die Körper von leibhaftigen Subjekten in Verkörperungen von oktroyierten Geschlechtsidentitäten verflüchtigen. Ich möchte meine Einwände gegen eine solche Form der Entsinnlichung auf einen bestimmten Aspekt ihrer Argumentation konzentrieren. Er liegt auf einer erkenntnistheoretischen Ebene. Ich halte es für problematisch, dass Butler dem Organischen eine mentale Bedeutung abspricht. Sie wendet sich zwar gegen eine Polarisierung von Körper und Geist; wie aber das eine durch das andere vermittelt ist, bleibt bei ihr dunkel.

„Körper“ ist für Butler der Sozialkörper. Als Resultante von Sprechakten stellt er eine Matrix dar, in die sich diskursiv produzierte Körperbilder einschreiben. Das ist seine Materialität.<sup>32</sup> Der Physis wird zwar ihre Existenz nicht abgesprochen, sie ist jedoch nicht sinnfällig. Lediglich der Corpus, der den vorherrschenden Diskursen entspricht, ist einsichtig und verständlich und darum gesellschaftlich akzeptabel.<sup>33</sup> Ausgespart bleibt der Körper als Zone der Berührung und Verletzbarkeit, als Ort, an dem Erinnerungen niedergelegt werden, als etwas, was – innerhalb soziokultureller Kontexte – eine individuelle Geschichte hat. Butlers These von der Intelligibilität<sup>34</sup> des Körpers, die sprachlich erzeugt ist und damit denen, die sich mitzuteilen verstehen, die gehört werden oder gehorchen, den Eintritt in die soziale Welt gewährt, lässt außer Acht, dass Soziabilität auch eine sinnliche Genese hat.

Daran erinnert Adorno, indem er auf der dialektischen Beziehung zwischen dem Körper als Sinnesorgan und dem Körper als Quelle der

32 Vgl. hierzu: Bublitz, Hannelore: Judith Butler. Hamburg 2002, S. 58ff.

33 Vgl. hierzu: Villa, Paula-Irene: Judith Butler. Frankfurt am Main 2003, S. 77ff.

34 Unter Intelligibilität versteht Butler das, „was sozial sinnvoll, verstehbar, überlebenstüchtig ist. Das, was intelligibel ist, ist sozial anerkannt, weil es den vorherrschenden Diskursen entspricht“ (Villa: Judith Butler (wie Anm. 33), S. 158). Damit wird sowohl das, was in schmerzhafter Weise als nicht sinnvoll erfahren wird und darum kritikfähig macht, als auch das, was Lusterlebnisse, die als anormal gelten, über ein gutes Leben lehren, aus dem Begriff „Intelligibilität“ ausgeschlossen.

Erkenntnis beharrt. In seinem Werk „Negative Dialektik“ führt er aus, warum seines Erachtens eine jegliche Kognition „in sich auch Körpergefühl“ ist.<sup>35</sup> Er hält daran fest, dass Erfahrungen, an denen einem Soziales aufgeht, nicht nur an Sprache, genauer: Begrifflichkeit, sondern ebenso an Empfindung und Sensualität gebunden sind. Daraus zieht er den Schluss: „Irreduzibel ist das somatische Moment als das nicht rein cognitive an der Erkenntnis.“<sup>36</sup> Jeder von uns wird dessen inne, wenn er verspürt, dass Trauer – eine seelische Empfindung, die einen schmerzhaften Verlust oder einen Mangel kenntlich macht – körperlich wehtut. Bewusstsein ohne sinnliche Erfahrung ist für Adorno ein Bewusstsein ohne Reflexion auf Glück und Unglück, denn das sind Zustände, die in der Regel von Gefühlen und Körpersensationen begleitet sind.

Beides – Soma wie Intelligibilität – unterliegen im Zuge ihrer historischen und lebensgeschichtlichen Entwicklung Transformationen und Deformationen. Ihre wechselseitige Bezogenheit lässt eine Aufspaltung des Körpers in Physis und Geist ebenso wenig zu, wie eine Einebnung ihrer Unterschiedlichkeit, die doch Voraussetzung von Vermittlung ist. Von Adorno wird das Spezifische des Somatischen, das Erkenntnis stiftet, als Sensualität bestimmt. Sie ist Empfindungsfähigkeit im konkreten Einzelnen. Als zentrales Merkmal von Körperlichkeit verweist Sensualität auf das Individuum, das trotz aller Vergesellschaftung doch auch eine Besonderung darstellt. Von daher lässt sich Korporalität für Adorno nur in einer subjekttheoretischen Perspektive erschließen, in welcher nicht nur Subjektivation ganz allgemein, sondern auch Individuation Beachtung findet.<sup>37</sup>

Damit bin ich beim dritten und letzten Punkt meiner Auseinandersetzung mit Butler, nämlich ihrem Subjektbegriff, in dem ihre Vorstellungen von performativer Verkörperung und ihr Verständnis von Sexualität als Diskursdispositiv die zentralen Konstruktionselemente sind.

Wir stoßen in Butlers Theorie der Subjektivation auf ein Paradox. Was den Begriff des Subjekts angeht, so ist Butler der Postmoderne verpflichtet, die es ebenso als geschichtlichen Akteur wie als sich autonom dünkendes Individuum verabschiedet hat. Dennoch gibt es bei ihr so etwas wie einen Subjektstatus: Er kommt denen zu, die

35 Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik. Frankfurt am Main 1966, S. 191.

36 Ebd., S. 192.

37 Ebd., S. 191.

Macht- oder Gegenmachtdiskurse verkörpern. Alle anderen sind „Unterworfenen“. Aber diese Positionen werden von ihr nicht auf konkrete Einzelne zurückbezogen: Die einen fungieren lediglich als Sprachrohre der Macht, die anderen sind deren Vollzugsorgane. Entpersonalisierte Vollstrecker der herrschenden Normativität sind beide.<sup>38</sup>

Die Schranken setzenden kulturellen Diskurse, die gleichzeitig Prozesse der Subjektivierung entbinden und beschneiden, sind allgemeingültig – für die Rhetoriker der Macht ebenso wie für deren Adressaten. Die in dieser Konstellation erzeugte Subjektivität kann in keinem Fall Authentizität haben. Versuchen die Unterworfenen, die sozial nicht akzeptierten Interpretationen von sich selbst lediglich zu imaginieren anstatt zu leben, so bleibt ihre Subjektivität fiktiv. Agieren die anderen jene Verkörperungen von Geschlechtlichkeit, die sozial anerkannt sind, so sind sie nicht mehr als Spiegel von Herrschaftsstrukturen. Die Autonomie, die sie sich zuschreiben, ist ein Phantasma. Subjektivität ist in jedem Fall anamorphotisch, verkehrt.

Butler schreibt: „Tatsächlich ist Verwerfung, wenn man sie psychoanalytisch betrachtet, keine einzelne Handlung, sondern der wiederholte Effekt einer Struktur. Etwas wird gesperrt, aber kein Subjekt sperrt es, das Subjekt entsteht selbst als Ergebnis der Sperre. Dieses Sperren ist eine Handlung, die nicht wirklich an einem vorgegebenen Subjekt ausgeführt wird, sondern in der Weise, dass das Subjekt selbst performativ als Ergebnis dieses primären Schnitts erzeugt wird. Der Rest oder das, was abgeschnitten wird, stellt das Nicht-Performierbare der Performativität dar.“<sup>39</sup>

Nun ist ihr zwar zuzustimmen, dass der Prozess der Subjektkonstitution psychoanalytisch gesehen als eine Verlustgeschichte begriffen werden muss – die Vorstellungen von Einzigkeit, Autonomie und Allmacht werden von Realitätszeichen durchkreuzt, Lust wird durch Unlust unterbrochen, die Unersättlichkeit des Geliebtwerdenwollens und des Drangs das Liebesobjekt zu besitzen stößt auf Schranken, Identifikationen werden gestört durch die Differenz zwischen ego und alter ego; peinvolle Wahrnehmungen, Strafangst und Schuldgefühle trennen das Bewusste vom Unbewussten. Aber Verwerfung ist nicht der einzige Abwehrmechanismus, mit dem das werdende Subjekt auf die Dramen seines Trieblebens reagiert. Es gibt auch eine

---

38 Butler: Das Unbehagen der Geschlechter (wie Anm. 1), S. 159.

39 Butler: Haß spricht (wie Anm. 1), S. 196.

Verdrängung, die mit der Wiederkehr des ins Unbewusste Abgetriebenen nicht nur deren Nachverdrängung einleitet, sondern auch dessen nachträgliche psychische Bearbeitung möglich macht. Subjekt-konstitution ist zudem nicht reduzierbar auf eine Kette von Lädierungen. Nach Freud entsteht das Psychische, das genuin Subjektive, im Bruch zwischen Lust- und Unlusterfahrung. Neben Frustrationen und Katastrophen wird somit etwas im Unbewussten festgehalten, was Suchbewegungen in die Zukunft freisetzt: Das sind Befriedigungserlebnisse, die im Unbewussten nicht verloren gehen. Nicht zu vergessen ist auch ein Gewinn, der durch Verlust ins Leben kommt. Nach Laplanche entsteht im Aufklaffen der Differenz zwischen Lust und Unlust die Phantasietätigkeit. Sie nährt zwar Fiktionen, gebiert aber auch Gegenwelten, in denen das Subjekt innere und äußere Realität selbstmächtig gestalten kann und in denen Räume entstehen, in denen es überwintern kann. Sexualität und Phantasie sind in jedem Individuum eng verschwistert, in Körperbilder von sich selbst und anderen amalgamieren sensationell-leibliche Erfahrungen mit Phantasmen. Phantasie kann zudem zu einer bewussten subversiven Triebkraft werden, wie Butler ja selbst am Beispiel der Travestie gezeigt hat.

Butlers Dekonstruktion der Heteronormativität ist zu einem wichtigen Bestandteil der Kulturtheorie und auch der Politikwissenschaft geworden, soweit hier Sexualpolitik zum Thema gemacht wird. Ihr *soziologischer* Beitrag zum System der Zweigeschlechtlich ist dagegen weniger von Gewicht. Butler betont zwar, dass Machtsdiskurse in gesellschaftliche Programme und Institutionen eingebunden sind, geht diesem Zusammenhang aber nicht genauer nach. Bausteine für eine *Soziologie* der Geschlechterkonstruktion müssen wir woanders suchen.

### *3. Überlegungen zum sozialkonstruktivistischen Ansatz von Regine Gildemeister und Angelika Wetterer*

#### *3.1 Fragestellungen der Autorinnen und ihr Zugang zum Forschungsthema*

Gildemeister und Wetterer haben Konzepte entwickelt, mit denen sich sowohl die Praktiken beschreiben lassen, die bei der Herstellung von „Geschlecht“ am Werk sind, als auch die Vorgänge, in denen sich das System der Zweigeschlechtlichkeit immer aufs Neue reprodu-

ziert. Solche Prozesse vollziehen sich in Interaktionen, die sich in zwei Arenen sozialen Handelns beobachten lassen: im Alltagsleben und in der Welt der Institutionen.

Die ethnomethodologische Untersuchung „Agnes“ von Garfinkel, einer Fallstudie zum Geschlechtswechsel, dient ihnen als Hinweis darauf, dass sowohl „sex“ als auch „gender“ Effekte interaktiver Praxen sind.<sup>40</sup> Die Geschlechtszugehörigkeit ist für sie nicht biologisch determiniert, sondern muss als Produkt sozialer Zuschreibungen verstanden werden. Diese Position bestimmt die Forschungsperspektive, die Gildemeister und Wetterer verfolgen. Wetterer definiert sie folgendermaßen: „Für Konzepte der Geschlechterkonstruktion ist nicht (mehr) die Frage nach den Geschlechtsunterschieden und geschlechtsspezifischen Differenzen dieser oder jener Art und Reichweite zentral, die implizit ein mimetisches Verhältnis zwischen Sex und Gender voraussetzt. Sie konzentriert sich stattdessen auf eine Rekonstruktion von Prozessen der Geschlechterunterscheidung: die für sie zentrale Frage lautet, wie Frauen und Männer zu verschiedenen und voneinander unterscheidbaren Gesellschaftsmitgliedern werden und zugleich das Wissen miteinander teilen, dass dies natürlich, normal und selbstverständlich ist.“<sup>41</sup>

---

40 Trägt man den differenten Intentionen Rechnung, die zwischen denen bestehen, die den Geschlechtswechsel verordnen, um eine eindeutige sexuelle Identität zu erzwingen (Eltern, Ärzte) und denen, die ihn wollen, weil sie sich in einem Körper gefangen fühlen, der nicht ihrer Selbstdefinition entspricht; dann kommt zwar nicht „Natur“ ins Spiel, wohl aber mit sexueller Phantasie aufgeladene Körperbilder, die sich an die Vorstellungen von einer ihnen gemäßen Genitalität anlehnen. Verlangt wird nach einem „anderen“ Körper in doppelter Bedeutung: der eigne soll anders sein und man will einen Körper wiederhaben, der einer/einem Anderen gehörte, auf den man verzichten musste. Nur wenn die Differenz in der Motivierung des Geschlechtswechsels keine Berücksichtigung erfährt, kann davon die Rede sein, dass die (sexuelle) Geschlechtszugehörigkeit durch Zuschreibungen interaktiv hervorgebracht wird. Von subjektiven Gründen für das Begehren nach Geschlechtswandel und den sozialen Widerständen gegen einen solchen Wunsch wird in dieser These dann jedoch abstrahiert (vgl. hierzu: Becker, Sophinette: Transsexualität – Geschlechtsidentitätsstörung. In: Kockott, Götz, Eva Maria Fahrner (Hg.): Sexuelle Störungen. Stuttgart/New York 2004, S. 153–209).

41 Wetterer, Angelika: Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methode, Befunde. Wiesbaden 2004, S. 122–131, hier: S. 123.

Für Gildemeister und Wetterer werden geschlechtsbezogene Differenzsetzungen im Alltagsleben produziert. Dort finden die Interaktionen statt, in denen sich Geschlechterkonstruktionen herausbilden und konturieren. Es gilt als generelle Regel: Diejenigen, die sich in öffentlichen oder privaten Räumen begegnen, können sich nur wechselseitig erkennen, anerkennen und in ihrem Handeln verstehen, wenn sie sich in ihren Selbstdarstellungen an den Verhaltenserwartungen der Anderen ausrichten. Interaktion beruht unausweichlich auf Reziprozität. Gildemeister zieht daraus den folgenden Schluss:

„„Interaktion‘ ist (...) nicht einfach ein Medium, in dem mehr oder weniger sozial gedachte Personen (als ‚Frauen‘ oder als ‚Männer‘) miteinander oder gegeneinander handeln, sondern Interaktion stellt einen formenden Zwang eigener Art dar, weil er Zwänge impliziert, in welche die Akteure involviert sind und denen sie nicht ausweichen können. Einer dieser Mechanismen ist der Zwang zur kategorialen und individuellen Identifikation der Interaktionsteilnehmer – und genau dabei wird Geschlechtszugehörigkeit relevant.“<sup>42</sup>

Zur Beantwortung der Frage, wie es zur Hierarchisierung der Geschlechter kommt, stützen sich Gildemeister und Wetterer auf die Untersuchungen von Suzanne Kessler und Wendy McKenna.<sup>43</sup> Die Ethnomethodologinnen, auf die hier Bezug genommen wird, haben nicht nur empirisch nachgewiesen, dass Konstruktionen von Geschlechterdifferenzen schon im Kindesalter zum Alltagswissen gehören. Die Existenz von zwei Geschlechtern bedarf bei Jungen und Alten keines Beweises, sie wird vielmehr als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt. Es gilt dem common sense als sicher, dass unterschiedliche Geschlechtsmerkmale – Vagina und Penis – Bestimmungsmomente von Frau- oder Mannsein sind. Diese morphologischen Merkmale werden in soziale Attributionen umgedeutet und auf die Geschlechter als Indikatoren der Ungleichheit projiziert. Dabei bleibt verborgen, dass die Genitalien erst durch Symbolisierung ihre soziale Bedeutung erlangen. Kessler und McKenna fanden auch heraus, dass vor allem die psychisch-kulturelle Aufladung des „kleinen Unterschieds“ (Schwarzer) aus dem Organischen etwas kulturell Relevan-

---

42 Gildemeister, Regine: Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker/Kortendieck: Handbuch (wie Anm. 41), S. 132–146, hier: S. 133.

43 Wetterer: Konstruktion von Geschlecht (wie Anm. 41), S. 124; Gildemeister: Doing Gender (wie Anm. 42), S. 135.

tes macht. Auch darauf stoßen die Forscherinnen in ihren empirischen Studien: Der Penis-Attribution, die Männer zu Männern macht, korrespondiert keine Vagina-Attribution, die Frauen Bedeutung verleiht. Damit ist ein wichtiger Hinweis auf eine der Ressourcen für die Hierarchisierung der Geschlechter gegeben: Wo „Männlichkeit“ öffentlich stärker präsent und kulturell ausgeprägter repräsentiert ist als „Weiblichkeit“, kann der zum Phallus aufgerichtete Penis zum Anknüpfungspunkt für Vorstellungen von Größe und Mächtigkeit werden, durch die sich Männer von Frauen abheben, während Frauen, deren Vagina nicht zu einem positiven Merkmal erhoben wird, das sie von Männern unterscheidet, im Schatten bleiben.<sup>44</sup> Ein solches Gefälle in den Symbolisierungen von Maskulinität und Femininität schlägt sich in einem Phänomen nieder, das Gildemeister und Wetterer „alltäglichen Phallogentrismus“ nennen. Er macht sich in der Familie, im Beruf, und in der Öffentlichkeit geltend.<sup>45</sup> Nach seiner Genese fragen Gildemeister und Wetterer jedoch nicht weiter.

Heterosexualität in der Regel als Norm akzeptierend, folgen beide Geschlechter in ihrem Verhalten jenen sozialen Maximen, die von Candace West und Don Zimmerman als „doing gender“ und „making the difference“ gekennzeichnet werden.<sup>46</sup> Wo Akteure aufeinandertreffen, sind sie dazu aufgefordert, ihre Geschlechtszugehörigkeit zu erkennen zu geben. Sie tun das, indem sie zum einen „Weiblichkeit“ oder „Männlichkeit“ in ihrer äußeren Erscheinung (Kleidung, Accessoires, Aufmachung) in Szene setzten. Zum anderen gehorchen sie in Interaktionen den geschlechtsbezogenen Verhaltensmaßregeln, die Frauen und Männer abverlangt werden und deren Beachtung darüber entscheidet, ob ihr Benehmen als situationsgerecht akzeptiert wird oder nicht. Indem sie durch ihr Handeln bestätigen, was konsensuell unter „weiblichem“ und „männlichem“ Geschlecht verstanden wird, reifizieren sie die Kriterien, an denen ihre Geschlechtszugehörigkeit festgemacht wird. Das meint die Rede vom „doing gender“. Frauen

---

44 Wetterer, Angelika: Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. Konstanz 2002, S. 122; Gildemeister: Doing Gender (wie Anm. 42), S. 135.

45 Gildemeister, Regine, Angelika Wetterer: Wie Geschlechter gemacht werden. Die Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli, Angelika Wetterer (Hg): TraditionenBrücke. Entwicklungen feministischer Theorien. Freiburg i. Br. 1992, S. 201–254, hier: S. 233f.

46 West/Zimmerman: Doing Gender (wie Anm. 2).

und Männer werden zudem durch die Verbindlichkeit von Geschlechterordnungen dazu angehalten, in ihren Lebensäußerungen und Tätigkeiten die soziokulturellen Vorgaben im Auge zu behalten, die signalisieren, was Frauen, was Männer zu tun und zu lassen haben. Richten sie ihr Verhalten an solchen Regulativen aus, so machen sie aus Normen Faktizität. „Making the difference“ besagt demnach, dass die Interagierenden nicht nur attributive Differenzsetzungen durch ihr Verhalten produzieren und reproduzieren. Sie kreieren darüberhinaus eine soziale Wirklichkeit, in der Unterschiede in der Behandlung der Geschlechter gemacht werden.

Bekräftigt und weiter verfestigt werden solche Interaktionsmuster durch deren institutionelle Vereinnahmung. Gildemeister und Wetterer folgen mit dieser These Goffmans Beschreibung einer Kreisbewegung: Institutionen greifen im Alltagsleben zirkulierende Geschlechtsstereotypen auf und nutzen sie, um genderbasierte Segregationslinien plausibel erscheinen zu lassen. Das wiederum hat Rückkopplungseffekte: Dass z.B. in Folge geschlechtlicher Arbeitsteilung Frauen und Männer unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern zugeordnet werden, bestätigt im Alltagsbewusstsein die Gewissheit, dass es Differenzen zwischen den Geschlechtern gibt. Der Anschauungsunterricht, den Institutionen vermitteln, verstärkt somit die Reproduktion von Geschlechterkonstruktionen. Das wirkt wiederum auf den „institutional genderism“ zurück: Geschlechterkonstruktionen, die sich in Organisationen nutzen lassen, werden neu belebt. In diesem Wechselverhältnis steckt eine Dynamik, die Gildemeister folgendermaßen charakterisiert: Bei der Kategorisierung von Personen kommt das Klassifikationsschema Geschlecht „nicht einfach ‚zur Anwendung‘ – stattdessen aktualisieren die institutionellen Arrangements und das Wissen um die damit verbundenen Verhaltens- und Handlungsmuster umgekehrt permanent den Klassifikationsprozess.“<sup>47</sup>

Für das Alltagsbewusstsein scheinen die Gründe für eine geschlechtsbasierte Ungleichbehandlung in den Frauen und Männern selbst zu liegen. Dabei bleibt verdeckt, dass es ein bestimmter Modus der Abgrenzung ist, der Hierarchien entlang der Trennlinie „gender“ hervorbringt: Es ist das sameness-taboo. Dieser von Gayle Rubin geprägte Begriff besagt, dass die Vorstellung von Gleichheit zwischen den Geschlechtern gegen den phallokratischen Anspruch auf

---

47 Gildemeister: Doing Gender (wie Anm. 42), S. 124.

Vorherrschaft verstößt und bei der maskulinen Genus-Gruppe heftigen Widerstand gegen die Parität von Frauen und Männern mobilisiert.<sup>48</sup>

Der Ansatz von Gildemeister und Wetterer, der den Zusammenhang zwischen Interaktion und der Formation von Handlungsstrukturen, zwischen „doing gender“, „making the difference“ und „institutional genderism“ ins Zentrum einer Soziologie der Geschlechterkonstruktionen rückt, ist zweifellos ein unverzichtbarer Bestandteil einer Forschung, welche die Mechanismen der Geschlechterunterscheidung untersucht. Dennoch bleiben eine Reihe von Fragen offen. Zwei davon möchte ich kurz skizzieren, um Problemstellungen, von denen sich die beiden Sozialkonstruktivistinnen verabschiedet haben, wieder ins Spiel zu bringen.

### 3.2. Offene Fragen

Es ist verwunderlich, wie wenig Aufmerksamkeit in der hier vorgestellten Soziologie der Geschlechterkonstruktionen dem Phänomen „Sexualität“ zuteil wird.

Die Kategorisierung der Menschen in Frauen und Männer scheint nichts mit der sozialen Norm „Heterosexualität“ zu tun zu haben.<sup>49</sup> Eigensinn in den Subjekten, die sich ihr anpassen müssen, ohne es zu wollen, sowie Formen der Resistenz gegenüber einem Anpassungs-

---

48 Auch hier gehen die Autorinnen dem Sozialisationshintergrund des maskulinen Abwehrmechanismus „sameness-taboo“ nicht weiter nach. Folgt man Rubin, so erwächst er nicht primär aus den Interaktionen, in denen Männer ihre Vorrangstellung gegenüber Frauen behaupten. Im „sameness-taboo“ kommt – neben der Geschlechtertrennung durch Formen der Arbeitsteilung – Sexismus zur Geltung. Er ist beteiligt an der Produktion eines Netzes von Arrangements, durch die in einer Gesellschaft sexuelle Energie in andere menschliche Aktivitäten transformiert wird. (Rubin: *The Traffic in Women* [wie Anm. 2].) Der Prozess, in dem der Penis, ein Organ, dem „an sich“ keine soziale Bedeutung zukommt, in den Phallus als Symbol von Potenz und Macht verwandelt wird, ist für Rubin „the part of social life which is the locus of the oppression of women, of sexuell minorities, and of certain aspects of human personality within individuals“ (ebd., S. 159). Wie bei Butler steckt hinter dem sameness-taboo auch bei Rubin ein Homosexualitätsverbot: In der männerbündischen Interessenvertretung lässt sich das Begehren nach einem Umgang nur mit seines Gleichen gut verstecken.

49 Wetterer grenzt sich ausdrücklich von Problemstellungen ab, die der Frage nachgehen, ob Vorstellungen von Sexualität Einfluss auf genderbezogene Differenzsetzungen nehmen (Wetterer: *Konstruktion von Geschlecht* (wie Anm. 41), S. 123).

druck, der in uneinsichtiger Weise das persönliche Leben einschnürt, lassen sich jedoch im individuellen Verhalten ebenso finden wie die Einpassung in eine kategoriale Ordnung, die vorgibt, auf Konsens zu beruhen. Die Akteure, die interagieren, treten bei Gildemeister und Wetterer auf, als unterlägen ihren Handlungsimpulsen keine differenter Motivationsstrukturen, als machten sich im Interaktionsgeschehen keine sozialen Dissonanzen geltend, die etwas mit der Erfahrung von Machtgefällen und sozialer Ungleichheit zu tun haben. Es sieht so aus, als wären die Individuen anthropologisch auf Interaktionsregeln programmiert, die auf das Erreichen sozialer Übereinstimmung geeicht sind. Das führt meines Erachtens zu Auslassungen im Begriff „Interaktion“.

Bei Gildemeister ist zwar vorgesehen, dass Frauen und Männer sowohl mit- als auch gegeneinander handeln.<sup>50</sup> Aber die Gründe für Dissonanzen bleiben unbestimmt. Sobald man sie jedoch benennt, werden soziale Konflikte in den Beziehungen der Interakteure deutlich. Paternalistische oder androzentrische Verhaltensweisen stoßen bei Frauen auf Abwehr, die sich Männern ebenbürtig fühlen. Konfrontation mit sozialer Ungerechtigkeit kann zur Ablehnung von Interaktionsmustern führen, in denen Angehörige der weiblichen Genus-Gruppe ihrer Benachteiligung qua gender inne werden. In solchen Fällen durchbrechen Erfahrungen kodifiziertes Wissen über Geschlechterdifferenzen.<sup>51</sup> An Streitsituationen, Verständnisblocka-

---

50 Gildemeister: *Doing Gender* (wie Anm. 42), S. 133.

51 Alltagswissen ist nicht so etwas wie ein „common sense“, der sich nicht selbst zu reflektieren vermag, und darum dem wissenschaftlichen Wissen „diametral entgegengesetzt“ ist (Wetterer: *Konstruktion von Geschlecht* (wie Anm. 41), S. 122). Als Erfahrungsreservoir befähigt es Menschen, ihrer Irrtümer inne zu werden. Auf Grund milieubedingter Zugänge zu kulturellen Wissensbeständen und Formen der Realitätswahrnehmung ist nicht davon auszugehen, dass Alltagswissen „von allen kompetenten Mitgliedern unserer Gesellschaft geteilt“ wird (ebd.). Frauen machen z.B. andere Erfahrungen mit dem „institutional genderism“ als Männer, und sie interagieren darum in beruflichen Zusammenhängen auch anders als diejenigen, die einem „sameness-taboo“ unterliegen. Frauen haben weniger Scheu, mit Männern auf gleicher Augenhöhe zu kooperieren, sie klagen eher eine paritätische Partnerschaft ein als ihre Lebensgefährten, die sie nur auf ihre Fahnen schreiben. Dass nach wie vor auf beiden Seiten disparitäre Geschlechtskonstruktionen das Bewusstsein und Handeln bestimmen, soll mit diesen Bemerkungen nicht in Frage gestellt werden. Aber die Durchbrechung von Geschlechtstereotypen ist wohl bei Frauen auf Grund eines Alltags, der komplexer und widersprüchlicher ist als der des anderen Geschlechts, doch

den und irrationalen Reaktionen wird augenfällig, dass in Interaktionen gesellschaftliche Unstimmigkeiten zum Ausdruck kommen. Ohne diesen Rückbezug gehen die Konkretionen verloren, die Interaktionen in der gelebten Wirklichkeit kennzeichnen.

Interaktionen gehen unter gesellschaftlichen Bedingungen und in unterschiedlichen sozialen Kontexten vor sich: Sie finden in allen Arten des sozialen Austauschs, in Kommunikations- und Kooperationsbeziehungen, in Anerkennungs- und Diskriminierungsprozessen statt. Wie sie verlaufen und welche Auswirkungen sie auf Geschlechterkonstruktionen haben, hängt von den Herrschafts- und Machtverhältnissen ab, die den Rahmen für soziales Interagieren abstecken. Gesellschaftliche Strukturierungen wie z.B. die Organisation von Sexualität im System der Zweigeschlechtlichkeit oder Formen der sexuierten Arbeitsteilung schlagen sich in Geschlechterverhältnissen nieder, die auf Vorstellungen von „sex“ und „gender“ Einfluss nehmen und damit auch auf Alltagshandeln sowie auf Strategien, Geschlechtsstereotypen institutionell zu instrumentalisieren. Butler hat sicherlich Recht mit ihrer Aussage, dass nicht alle an Interaktionen Beteiligten in gleichem Maße wirkmächtige Akteure sind.<sup>52</sup>

Jede Interaktion hat zudem ihre raum-zeitlichen Koordinaten, die beachtet werden müssen. Geschlechtsbezogene Differenzsetzungen und Ungleichheitslagen haben sich in Verläufen herausbilden, die eine andere Temporalität haben als die Alltagssituationen, in denen Menschen sich begegnen. Die Konstitution von sozialen Relationen, welche für die Gleich- oder Ungleichstellung von Frauen und Männern im Geschlechterverhältnis eine maßgebliche Bedeutung hat, ist kein spontanes Ereignis; sie vollzieht sich vielmehr in längeren Zeiträumen. Diese Geschichte wirkt sowohl in den gegenwärtigen Handlungsbedingungen als auch in den aktuellen Handlungsmustern nach. In beidem steckt ein Zeitkern: Das eine ist nicht ohne histori-

---

deutlicher zu konstatieren, als das im Theorem vom „geteilten Alltagswissen“ zur Sprache kommt.

52 Schon die von den Autorinnen verwendeten Termini „sameness-taboo“ und „alltäglicher Phallozentrismus“ weisen ein geschlechtsbasiertes Gefälle von Wirkmächtigkeit in Interaktionen hin: Frauen haben keine Möglichkeiten, Männer aus weiblich konnotierten Berufsfeldern auszuschließen, wenn Männer hier Fuß fassen wollen. Gate-keeping im Interesse des eigenen Geschlechts ist ein Geschäft von männerbündische Allianzen. Frauen verfügen auch nicht über einen Herrschaftsgestus von öffentlichem Gewicht, mit dem sie das andere Geschlecht klein halten können.

schen Vorlauf zu denken, das andere nicht ohne Tradierungen oder Traditionsbrüche. Deshalb ist es meines Erachtens problematisch, über die interaktive Produktion und Konturierung von Geschlechterkonstruktionen so zu sprechen, als hätten solche Vorgänge keinen geschichtlichen Hintergrund und keine gesellschaftliche Rahmung. Die Entwicklung von Sozialstrukturen, in denen Attributionen von Personen abgelöst und zu Markierungen von sozialem Status werden, lässt sich schwerlich situativ erklären. Dieser Prozess kann auch nicht durch eine Kontextualisierung von Interaktionen erfasst werden, die auf einer Verhaltens- und Handlungsebene verbleibt. Es sei dennoch nicht bestritten, dass Geschlechterkonstruktionen alltäglich interaktiv belebt werden und dass sie sich dabei verändern, aber auch stabilisieren können.<sup>53</sup>

Ich komme zur zweiten Auslassung.

Im sozialkonstruktivistischen Ansatz wird „Geschlecht“ vorrangig als Attributionskategorie aufgefasst. Folgerichtig erscheint das System der Zweigeschlechtlichkeit in erster Linie als Klassifikationssystem.<sup>54</sup> Was verändert sich, wenn „Geschlecht“ auch als Statuskategorie begriffen wird, und zwar nicht nur im Sinne von „gender-status

---

53 Regine Gildemeister ist sich bewusst, dass die Situationsbezogenheit von Interaktionstheoremen überwunden werden muss. Sie plädiert in ihrer Diskussion über „gender status beliefs“ dafür, in der Forschung neben Oberflächen- vermehrt auch Tiefenstrukturen und die Zeitdimension von sozialen Prozessen in den Blick zu nehmen. (Gildemeister: *Doing Gender* (wie Anm. 42), S. 139.) Die Einlösung dieses Perspektive hätte aber zur Voraussetzung, sich um die Strukturierung der Arenen, in denen Interaktionen stattfinden, in gleichem Ausmaß zu kümmern wie um die Handlungsmuster der Akteure.

54 Die Konzeption der Zweigeschlechtlichkeit als Klassifikationssystem, das interaktiv generiert wird, hat einen kognitiven Bias. In einer Argumentationsfigur von Gildemeister wird das offensichtlich. Sie schreibt: „Jede Interaktion basiert auf Typisierung und Klassifikation. Klassifikationen sind in umfassende Wissenssysteme und in eine Vielfalt institutioneller Arrangements eingelassen, über die Verhaltensregelmäßigkeiten und situativ angemessene Handlungsmuster zuverlässig erwartbar werden. ‚Geschlecht‘ stellt in diesem Kontext ein in hohem Maße komplexitätsreduzierendes Klassifikationsschema dar, mit dem wir die Welt ordnen und unser Gegenüber einordnen können.“ (ebd., S. 133) Warum soll die Welt in Unordnung geraten, wenn Menschen nicht mehr ausgegrenzt werden, weil sie in ein konventionelles und konformierendes Klassifikationssystem nicht hineinpassen? Warum soll es unsere Orientierungsfähigkeit schwächen, wenn sich unserer Gegenüber z.B. als homosexuell zu erkennen gibt? Warum sind wir kognitiv überfordert damit umzugehen, dass in Situationen nicht ein erwartetes, sondern ein neues Handlungsmuster auftritt?

beliefs“ (Ridgeway), d.h. im Sinne einer Rangordnung in der Wertschätzung der Geschlechter, sondern im Sinne ihrer faktischen Verortung in der Gesellschaft.

Zum einen gewinnt „Sexualität“ eine andere Bedeutung, wenn man sie nicht nur als Angelpunkt für die Konstruktion von naturalisierenden Geschlechterdifferenzen betrachtet, sondern auch als ein soziales Feld begreift, in das vielfältige Sinnbezüge eingebettet sind. Im Vorstellungskomplex „Sexualität“ sind der Kinderwunsch, der Wunsch nach Elternschaft und Aspekte der Generativität präsent, die über bloße familienbezogene Prokreation hinausgehen. Die Kulturanthropologin Sarah Franklin hat in ihrem Buch „Embodied Progress“<sup>55</sup> herausgearbeitet, dass sich in den Symbolisierungen von Geschlechtlichkeit mehr ausdrückt als eine Mythologisierung von Zeugungsorganen oder sexueller Potenz. Es geht in einem sehr viel weiteren Horizont um die Stellung der Geschlechter in der Genealogie, um die Weiterführung von Familienverbänden, um die Aufrechterhaltung von matrilinearen oder patrilinearen Erbfolgen und Traditionen. Von Belang sind also nicht einfach Geschlechtsmerkmale, die in einer reduziert biologischen Weise mit Empfängnis und Zeugung assoziiert sind. Zur Disposition steht die Relevanz der Geschlechter im Regenerationsprozess der eigenen Population, Ethnie, Kultur. Wir können unter dem Eindruck der Diskussionen über den Geburtenrückgang in der BRD hinzufügen: Nationalität.

„Sexualität“ ist ein überindividuelles soziales Phänomen, das aus bevölkerungspolitischen Interessen und damit verbunden staatlichen Kontrollbedürfnissen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht. Die heterosexuelle Konfiguration des Paares impliziert nicht nur eine intime Beziehung, sondern auch eine Lebensform, die für die Prokreation und damit für die Regeneration der Population eines Gemeinwesens verantwortlich gemacht wird. Und da man das In-die-Welt-Setzen von Kindern als Frauensache betrachtet, gerät ihre Gebärfähigkeit unter soziale Observanz. Mutterschaft hat auch andere Konsequenzen für soziale Karrieren als Vaterschaft. Mutterschaft und nicht Elternschaft wird zum Vorwand für geschlechtliche Arbeitsteilung in der Familie gemacht, und das hat Folgen für die beruflichen Chancen von Frauen. So wird Zweigeschlechtlichkeit, ein zentrales

---

55 Franklin, Sarah: *Embodied Progress. A Cultural Account of assisted Conception.* New York 1997.

Strukturierungsprinzip des Geschlechterverhältnisses, zu einer sozialen Institution, die durch eine Aporie gekennzeichnet ist. Einerseits erscheint Sexualität als Privatsache. Andererseits ist Heterosexualität eine offizielle Norm: Sie wird in den Dienst des Bevölkerungserhalts gestellt.

Des Weiteren: Wird die Kategorie „Geschlecht“ in ihrer relationalen Relevanz für die gesellschaftliche Positionierung von Frauen und Männern untersucht, so bekommt der Begriff der Differenz – neben der attributiven – eine andere Bedeutung. Er bezieht sich in diesem Fall auf die genderbezogene Ungleichheit von sozialen Chancen. In dieser Perspektive kann es nicht mehr nur um die Untersuchung von Mechanismen des Unterscheidens gehen, in denen diskriminierende Geschlechterkonstruktionen entstehen. Zur Debatte steht vielmehr, welche Bedeutung gesellschaftliche Statusdifferenzen, die mit der Geschlechtszugehörigkeit verbunden sind, für Asymmetrien in der Sozialstruktur haben. Dieses Erkenntnisinteresse müsste eigentlich auch von einer Soziologie der Geschlechterunterscheidung geteilt werden, die sich mit Differenzierungsprozessen beschäftigt.<sup>56</sup> Denn solche Prozesse lassen sich schwerlich erfassen, wenn gesellschaftlich konstituierte Ungleichheitsstrukturen im Geschlechterverhältnis nicht in den Blick genommen werden. Dort lässt sich nämlich ablesen, bei welcher Genus-Gruppe soziale Benachteiligungen kumulativ auftreten. Eine solche Benachteiligungsstruktur ist multifaktoriell bedingt – der Komplex „Zweigeschlechtlichkeit“ ist eine ihrer Komponenten, aber er ist verflochten mit engendering-Effekten im Beschäftigungssystem, in sozialstaatlichen Institutionen und in den Sphären privat organisierter Reproduktionsarbeit.

---

56 Gildemeister: Doing Gender (wie Anm. 42), S. 138.

